

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 26 (1950-1951)

Heft: 7

Artikel: Die schrecklichen Tage in Korea [Schluss]

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-703717>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die schrecklichen Tage in Korea

Die sowjetrussisch geführten Nordkoreaner hatten zwei Hauptvorteile:

1. Ueberwältigende Uebermacht an Streitkräften, die sich im Kampf ungefähr im Verhältnis 20–30 : 1 auswirkte.
2. Sie besaßen schwere Panzer, die wir nicht instande waren aufzuhalten, bis zur dritten Woche, als dann endlich Raketenwerfer eingesetzt wurden.

Unsere eigenen, leichten Panzer waren kein ernstlicher Gegner gegenüber der schweren russischen Armierung. Unsere Offiziere lehnten es ab, dieselben in Panzerschlachten einzusetzen, außer in den allerdringendsten Notfällen. Unsere Panzer waren mit 7,5-cm-Kanonen ausgerüstet, während die Russen 8,5-cm-, ja sogar 9-cm-Panzerkanonen verwendeten.

Ein eindrucksvolles Bild der russischen Panzerüberlegenheit bot sich mir eines Tages an einer kurvenreichen Gebirgsstraße, wo ich einen verbitterten, jungen Infanterie-Wachtmeister, der gerade einen Zug zu einem Vorstoß geführt hatte, sich beklagen hörte: «Diese amerikanischen Tanks hauen jedesmal in dem Moment ab, in dem sie nur einen Russen um die Ecke kommen hören.»

Der Wachtmeister, seine Mundwinkel voller Verachtung und Ärger, fügte bei: «Ich fragte den Panzerwagen-Kommandanten, wo zum Teufel er nur glaube hinfahren zu wollen. Der Kerl hatte die Stirn, mir zu antworten, er gehe zurück mit seinem Panzer, da er zu stark im Nachteil sei gegenüber der schweren russischen Armierung. Ich fragte den Kerl, was er glaube, daß ich für eine Armierung trage.»

Die Nordkoreaner hatten viel mehr Panzer zur Verfügung als man vermutet hatte — über dreihundert bei Beginn der Kämpfe, verglichen mit den fünfundsechzig, die von unserem Nachrichtendienst gemeldet worden waren. Auch zeigte sich, daß ein durch Panzer verstärkter Frontalangriff durch Infanterie in gebirgigem Gelände einem Gegner überlegen ist, der nur über die Ueberlegenheit in der Luft verfügt.

Die Taktik der Nordkoreaner blieb in der Hauptsache immer dieselbe wie im ersten Treffen, als Oberst Smiths Vorhut-Bataillon zusammengeschlagen wurde. Ich erlebte eine dramatische Einführung zu dieser Taktik gleich am ersten Abend in General Barths K.P.

Diese scheußliche Geschichte offenbarte sich kurz nach Mitternacht. Ich hatte mich auf einer Decke am Boden hingelegt, wo auch die übrigen Reporter und die Offiziere des Kommandopostens lang ausgestreckt lagen. Trotz Müdigkeit und Erschöpfung erfüllte die Erinnerung an das heutige Panzerfaust-Schärmützel und der Gedanke an die feindlichen Panzer innerhalb unserer Linien meinen kurzen Schlaf mit Unruhe.

Plötzlich flüsterte mir eine Stimme im Dunkel zu: «Kommen Sie eiligst in den K.P. Es kann sein, daß wir hier plötzlich raus müssen. Machen Sie sich bereit.»

Wir traten lautlos in den mit Spannung geladenen K.P. ein. In der Mitte saß General Barth, stellvertretender Kommandant der 24. Division, und Oberstlt. Agres, unser junger, ruhiger Bataillonskommandant. Tiefe Besorgnis lag auf ihren Zügen, die seltsam kontrastierten gegenüber der Atmosphäre von Unternehmungslust und Zuversicht, die noch vor weniger als zwölf Stunden in diesen Wänden geherrscht hatte.

Eine rauchende Petrollampe beleuchtete schwach einen Tisch, der mit Karten und Feldtelefonen verstellt war. Verschiedene Offiziere versuchten, auf ihren Linien Verbindungen zu den Postierungen herzustellen. Schon als wir hereinkamen, hatte ich drei völlig abgerissene Soldaten bemerkt,

die eben zur Türe hinaushinkten. Sie sahen aus, als wären sie eben von Dünkirchen zurückgekommen.

«Was ist los?» fragte ich meinen Kollegen, der vom Gespräch des Generals mit den eben erwähnten Soldaten einige Notizen gemacht hatte.

«Es handelt sich um das Bataillon Smith. Diese Burschen sind noch eben entkommen. Sie erklären, daß fast das ganze Bataillon verloren ist.»

«Einen Moment», warf General Barth ein. «Diese Burschen sind noch reichlich grün und jetzt vor allem aufgereggt. Wir haben soeben Verbindung bekommen mit einem Offizier, Oberst Perry, der ebenfalls entkommen ist. Hören wir, was er zu sagen hat.»

Nach wenigen Minuten erschien Oberst Perry. Er konnte sich nur mit Mühe bewegen. Ein Schrapnell hatte ihn am Bein getroffen. Er kam nur höchst langsam auf General Barth zu. Seine Stimme verriet Erschöpfung und tiefe Niedergeschlagenheit.

«Es tut mir leid, Sir», sagte Perry schlicht. «Wir konnten sie nicht aufhalten. Sie überrannten uns, kreisten uns ein und griffen uns von allen Seiten an. Wir feuerten, bis wir keine Munition mehr hatten.»

Am stieren Blick des Generals konnte ich beobachten, wie er einen Moment sich zu fassen versuchte, bevor er den vollen und unabsehbaren Schlag der Katastrophe auf sich hereinstürzen sah. Endlich sagte er: «Ich weiß, daß Sie und Oberst Smith alles getan haben, was Sie konnten. Wie schlimm ist es?»

«Schlimm, Sir», antwortete Perry. «Wir haben viele Leute verloren.»

«Und die Verwundeten?»

«Mußten zurückgelassen werden, Sir.»

Zusammenzuckend und mit der Hand über die Augen fahrend, fragte der General in tiefem, beherrschtem Ton: «Erzählen Sie es kurz von Anfang an.»

«Gut, Sir», sagte Perry. «Wie Sie wissen, hatten wir uns nördlich von Osan beidseitig der Straße auf zwei Kreten eingegraben. Wir hatten einige rückstoßfreie 75-mm-Kanonen, einige Minenwerfer und andere Artillerie. Gegen 0830 begannen diese schweren, großen Sowjettanks gegen uns anzurollen. Wir nahmen sie auf ca. 1300 Meter unter Feuer und erzielten vier oder fünf Treffer. Aber wir konnten sie nicht aufhalten. Sie rollten einfach an unseren Stellungen vorbei.

Wir schickten die Bazooka-Boys an die Straße hinunter, aber ihr Feuer schien gegen diese schwere Panzerung einfach keine Wirkung zu erzielen. Als bald erschienen die Panzer, die an uns vorbeigerollt, in unserem Rücken und deckten unsere Stellungen von hinten mit Feuer ein. Dann kam die Infanterie. Sie hatte Automaten und Gewehre. Einige waren wie Bauern gekleidet, der Rest trug senffarbige Uniformen. Sie schwärzten von den Flanken und von hinten in unsere Stellungen hinein, zählich wie die Fliegen.

Wir hatten keinerlei Möglichkeit, uns vor der Einkreisung zu schützen, denn wir hatten einfach nicht genug Leute, um uns zu entwickeln. Es gelang uns, für kurze Zeit mit Mg.-Feuer die feindliche Infanterie vom Halse zu halten, aber sehr bald gerieten wir ins Kreuzfeuer der Panzer und der angreifenden Infanterie. Nachmittags um drei Uhr waren wir ohne Notportionen und Munition. Da beschloß Smith, unsere Positionen aufzugeben und zu versuchen, uns ostwärts durchzuschlagen. Wir mußten alle schweren Waffen zurücklassen, nachdem wir noch sämtliche Verschlüsse herausgenommen ha-

ten. Ich sah Oberst Smith zuletzt, wie er ein Detachement über den Hügelrücken ostwärts führte.»

Übertragen Sie Oberst Perrys Schilderung auf eine beliebige Anzahl amerikanischer Sütpunkte, die weiter südlich lagen — und Sie haben ein getreues Bild der kommunistischen Taktik in den ersten Kampfwochen in Korea. Wenn ein frontaler Panzerangriff nicht sofort den vollen Erfolg brachte, nützte die gegnerische Infanterie den Vorteil ihrer numerischen Ueberlegenheit aus, filtrierte in unsere Linien ein und begann die Einkreisung.

Wir begannen den Kampf in Korea mit drei Bataillonen, die weit unter vollen Beständen zum Kampf antreten mußten. Diese schwachen Einheiten mußten ideale Objekte für die gegnerische Taktik bilden.

Mit der Entwicklung der Operationen begann der Gegner natürlich auch einige neue Tricks hinzuzulernen. Da mehr und mehr von unserer Ausrüstung und Bewaffnung erbeutet wurde, begannen die Gegner sich in amerikanischen Uniformen zu tarnen und versuchten unsere Leute damit zu narren, indem sie sie auf englisch anriefen, um sich als südkoreanische Verbündete auszugeben.

In diesen ersten Wochen der Niederlagen sah ich unsere jungen Leute sich zu verteuft bitten. Ich sah auch junge Amerikaner, die sich im Gefecht umkehrten und davonliefen, oder die ihre Waffen fortwarf, während sie ihre Regierung laut und deutlich verfluchten, sie in ein so hoffnungsloses Unternehmen hineingeritten zu haben. Aber ich sah auch wieder andere junge Boys unglaublich heldenhafte Taten vollführen, um eine Stellung zu halten, einem Kameraden zu helfen oder einfach ganz selbstverständlich für sich jene Erwartung zu erfüllen, die sie als Bürger einer großen Nation die Pflicht fühlten ließ, gute Kämpfer zu sein.

In den ersten Gefechten zahlten wir einen hohen Blutzoll an Offizieren aus dem einfachen Grunde, weil eine erstaunliche Anzahl unserer Leute Mangel an Disziplin zeigte und dem Befehl zum Halten nur zögernd nachkamen. Zuviel hochgradierte Amerikaner, die eigentlich nichts in der Feuerlinie zu suchen hatten, sahen sich gezwungen, nach vorn zu gehen, um die jungen Soldaten durch ihr Beispiel aufzurichten. Einer dieser war Oberst Stephen, der eines der ersten Gefechte von einem vorgeschnobenen Posten aus leitete und der als letzter die Stellung verließ. Er beschrieb später die Lage mit: «Meine Boys mußten diesmal einfach vorne ausharren, mit solchen hochsalarierten Helfern um sie herum», womit er sich selbst meinte.

Während der ersten drei Wochen war ich von Mitleid und Traurigkeit erfüllt über das bei unseren jungen Leuten vorherrschende Gefühl, zu einem übeln Abenteuer verleitet worden zu sein, indem sie so plötzlich aus dem angenehmen Leben der Besatzungsgruppen in Japan herausgerissen worden waren, um in die Schlacht geworfen zu werden. Die meisten kannten nicht viel mehr als die Soldaten schule und waren alles andere als kampffertige Leute. Nur ein kleiner Prozentsatz hatte überhaupt je Artilleriefeuer gehört.

Korea zeigte auch, daß wir kläglich ver sagt hatten, unsere Leute aufzuklären, warum und wofür gekämpft werden sollte. Amerika, das vielleicht eines Tages einen ganz anderen Krieg auszufechten haben wird, sollte sich diese Tatsache vor Augen halten. Sonst wird es weiterhin Leute in seinen Reihen finden, die nur zögernd zur Waffe greifen.

Die Amerikaner ziehen sich nicht gerne

zurück. Sie sind gewohnt anzugreifen. Unsere Offiziere hatten es schwer, den Leuten beizubringen, daß diese fortwährenden, wechselvollen Operationen von möglichst langem Halten und nachfolgender Absetzbewegung das einzige mögliche war, was Amerika im Moment überhaupt tun konnte, um den uns so verzweifelt nötigen Zeitgewinn zu verschaffen.

Begreiflich wirken solche Argumente wie ein Narrenspiel für Soldaten, die zusehen müssen, wie ihre Kameraden in einem scheinbar hoffnungslosen Kampf niedergemetzelt werden. Lt. James, der sich aus einem kommunistischen Hinterhalt wieder zur Truppe durchgeschlagen hatte, sagte mir eines Tages mit vor Erschöpfung und Wut zitternden Lippen: «Sagt Ihr Kriegsreporter eigentlich unseren Leuten zu Hause die Wahrheit? Sagt Ihr ihnen, daß von meinem Zug von zwanzig Mann — drei übriggeblieben sind? Sagt Ihr ihnen, daß wir keine genügenden Waffen besitzen, um damit zu kämpfen, und daß es ein gänzlich nutzloser Krieg ist? Erzählen Sie ihnen, daß wir keine Leute haben, um unsere Flanken zu schützen, und daß jedesmal, wenn wir zu einem Kampf antreten, Einkreisung unvermeidlich ist?»

Wie steht es mit der Kampfkraft der kommunistischen nordkoreanischen Armee?

Oberst Stephens, der später für Tapferkeit ausgezeichnet wurde, erklärte uns: «Diese Kommunisten sind schlechte Schützen. Manchmal scheint es, daß sie nicht viel besser sind als ein organisierter Mob. Aber sie scheinen wenig für ihr Leben zu geben. Sie sind bereit zu sterben. Unsere Burschen nicht. Ich beobachtete Nordkoreaner unbirrt auf ein Ziel vorrücken, wenn auch Welle um Welle ihrer Leute umgemäht wurde.»

Es ging gar nicht lange, bis wir auch einen Geschmack erhielten von der Grausamkeit des Gegners. Ich werde den Gesichtsausdruck jener Aerzte nie vergessen, die die Leichname sechzehn amerikanischer Kriegsgefangener aus den Hügeln südlich Chonan herausbrachten, die ermordet worden waren. Die Hände mit amerikanischem Isolierband auf den Rücken gebunden, waren ihre Seiten und Rücken von Mg.-Geschossen durchlöchert. Gleich am nächsten Tage konnten wir einen weiteren Fall feststellen. Wm. Brown erzählte, wie er und seine Kameraden aus einiger Entfernung zusehen konnten, wie eine amerikanische Gruppe willkürlich von Nordkoreanern er-

schossen wurde, die sich vorerst durch englische Anrufe als Südkoreaner ausgegeben hatten.

«Wir mußten zuschauen, wie unseren Leuten die Helme abgenommen und sie ins Genick geschossen wurden», erzählte Wm. Brown.

Es besteht nicht der geringste Zweifel, daß in den ersten Wochen eine große Zahl unserer Verwundeten und Gefangenen durch die Nordkoreaner ermordet worden sind.

Trotz unserer Ueberlegenheit in der Luft vergingen zwei Wochen, bis der Gegner für jeden Terraingewinn schwere Opfer an Mannschaft zu bezahlen begann. Das Erscheinen des 9-cm-Raketenwerfers gab uns endlich ein Instrument in die Hand, um die bereits legendenhaft gewordenen Sowjetpanzer zu zerschlagen. Jene Tage, als die Amerikaner nördlich Taejon sieben von sieben angreifenden Panzern mit diesen Raketenwerfern erledigten, schienen dem Kampf ein neues Gesicht zu geben.

Die ständige Einkreisungs- und Hinterhalt-Taktik des Gegners kostete uns einen schrecklichen Verlust an Waffen. Beim Durchbruch der Nordkoreaner am Kum-Fluß erbeuteten sie nicht nur Munition, sondern auch schwere Geschütze, viele Mgs. rückstoßfreie Geschütze und Minenwerfer. Solche Beute gelang dem Gegner in den ersten Wochen zu wiederholten Malen. Glücklicherweise schloß die Beute nur geringe Mengen an Munition ein, so daß sie unsere eigenen Waffen nur für sehr beschränkte Zeit gegen uns verwenden konnten. Die gemachte Beute erklärt es, warum der Gegner während längerer Zeit immer noch genügenden Nachschub hatte, trotz unsrer strategischen Bombardierungen ihrer Städte und Nachschublinien. Die Nordkoreaner brauchten sich für einige Zeit nicht auf ihren eigenen Nachschub zu stützen — sie erhielten ihn von uns.

Jeder Amerikaner, der die ersten Wochen in Korea erlebt hat, wird sich mit Abscheu daran erinnern, wie wir herausfinden mußten, daß unsere Düsengäger mehr ein Handicap denn eine Hilfe bildeten, insbesondere bei Nahunterstützung der wechselvollen Bodenkämpfe. In den ersten Tagen der Kämpfe war ich vorne bei Bataillonen, die täglich von ihren eigenen Düsengägern beschossen wurden. In gebirgigem Terrain waren Düsengeschütze viel zu schnell für ein genau gezieltes Feuer. Was wir dringend benötigten und später auch erhielten,

waren langsamere, aber zielsicherere propellergetriebene Maschinen.

Während wir in einem Graben in Deckung lagen, feuerten Düsengäger über uns Raketenbeschüsse, die genau auf uns gezielt schienen; deshalb rief ein Soldat neben mir voller Wut: «Warum zum Teufel bleiben diese Düsengäger nicht auf zehntausend Meter oder gehen wenigstens wieder zurück ins Offiziers-Kasino?» Der Mann hatte damit das ausgesprochen, was durchaus dem Eindruck und Urteil eines jeden Bodenkämpfers entsprach.

Auf meiner Rückreise von der Front wechselte ich außerhalb einer Ortschaft vom Jeep in einen von Flöhen und Wanzen durchsetzten Lazarettszug hinüber, der bereitstand, um die Verwundeten, die noch selbigen Tages nördlich Taejon gekämpft hatten, südwärts zu bringen. Stumm und vergrämmt drängten Verwundete auf Bahnen und zu Fuß in die dunklen Wagen hinein. Tragbahnen lagen quer zu den Holzbänken. Verschiedene Verwundete versuchten sich auf Bänken und am Boden hinzulegen. Aber wir waren so dicht zusammengedrängt, daß keine Möglichkeit bestand, sich auszustrecken.

Es schienen Stunden zu vergehen, während wir in diesem heißen, stinkenden Abteil warteten. Ambulanz um Ambulanz entleerte ihre Lasten in den Zug. Das Gesicht des jungen Soldaten mir gegenüber schien so viel Bitterkeit auszudrücken, daß ich kaum wagte, ihm anzuregen. Sein Elend gab mir ein seltsames Schuldgefühl, daß nicht ich verwundet war. Endlich sagte ich: «Kann ich Ihnen etwas Wasser bringen?» Der Knabe — er schien kaum achtzehn — antwortete: «Nein, danke.» Dann kam die Frage, die ich seit drei Wochen überall an der ganzen Front hören mußte: «Wie kommt es, daß Sie hier sind, da Sie doch nicht müssen?»

Ich erklärte, daß ich eine Kriegskorrespondentin sei und daß die Leute zu Hause gerne Augenzeugenberichte haben möchten, um zu erfahren wie es ihren Boys gehe.

«Ich hoffe, Sie haben ihnen erzählt, daß dies nichts anderes als eine ständige «battle of the bulge» ist (Ardennen-Offensive Dezember 1944).»

Ein Wachtmeister gegenüber, dessen Bein amputiert worden war, warf ein:

«Ums Himmels willen, hör' auf mit deinem Meckern. Auch die Battle of the Bulge haben wir schließlich gewonnen, oder vielleicht nicht?»

(Militärische Weltchronik.)

überschreiten den 38. Breitengrad nach Süden, bringen Pyongyang zum Fall, bedrohen mit den im Rücken der Amerikaner operierenden Partisanen die südkoreanische Hauptstadt Söul, und es wird immer fraglicher, ob und wo den Truppen McArthurs die Errichtung einer Widerstandslinie gelingt. Die Angreifer scheinen die amerikanische Luftüberlegenheit kaum zu achten. Ganze Einheiten verzichten auf Deckung und marschieren auch unter Flieger-einwirkung in dichten Kolonnen stur weiter; weiter nach Süden und zurück auf den Straßen, wo noch vor wenigen Wochen durch die in kühnen Operationen vorrückenden Uno-Truppen das Schicksal der nordkoreanischen Armee besiegelt wurde.

In unseren Betrachtungen zur Lage haben wir schon vor Monaten auf die oft unausgesprochenen, aber um so mehr gefürchteten Verwicklungen und Gefahren hingewiesen, die der Koreakonflikt birgt. Die letzten Novembertage waren auch bei uns von einer dramatischen Spannung geladen, und das Schweizer Volk hat wie noch nie zuvor fühlen können, an welch dünnem Faden der Weltfrieden heute hängt. Die letzten Erklärungen, die Präsident Truman über die Atombombe abgab, dürften den Ernst der Stunde eindringlich genug fixiert haben.

Kaum hatte General MacArthur, der Oberkommandierende der Uno-Truppen in Korea, seine «letzte Offensive» ausgelöst, welche die Beset-

Der bewaffnete Friede

zung der koreanisch-chinesischen Grenze gegenüber der Mandschurei bringen und den Feldzug beenden sollte, zeichnete sich mit erschreckender Deutlichkeit eine Gefahr ab, welche den Erfolg der Polizeiaktion der UNO in Frage stellt und das von Tausenden junger amerikanischer Soldaten vergossene Blut zum nutzlosen Opfer werden läßt. Ratlos steht die UNO einem Dilemma gegenüber. Die Verantwortung der Politiker steigt ins Unermeßliche. Jeder unbedachte Schritt kann zur Katastrophe führen.

Was ist geschehen? Wie eine Lawine rollen die Massen der chinesischen Armee — «Freiwillige», nach den Erklärungen Pekings — über die Yalufront durch Nordkorea,